



Verlaten.

Min Moder, segg, wat beww is dahn?
 De geiht mi still vörbi,
 De lidd bi Siet un lett mi stahn
 Un hett keen Wort vör mi.
 I sinn' un söt und söt un sinn',
 Un sinn' et nicht und kann 't nicht sinn!
 Min Moder, segg, wat beww is dahn?

Ik beww em doch so leew — so leew!
 Weet Gott alleen, wo sehr.
 Un nicks nich, wat is em nich geew,
 Und wenn 't min Hartbloot wörl!
 Ik wull gern drägen Schimp un Schann'.
 Nehm enmol blot he noch min Hann'
 Un sä' to mi, he harr mi leew!

August Lahn.

Der Ochsenturm auf Imsum.

Unmittelbar an der Weser steht etwa 4 Kilometer stromabwärts von der Bremerhavener Grenze auf der Imsumer Kirchwurt in großer Einsamkeit der Ochsenturm.

Schon seit Jahren erfüllte dieses alte Bauwerk die Heimatfreunde mit großer Sorge; denn überall zeigten sich Spuren des Verfalls. Eine leichte Neigung nach Nordwesten ließ vermuten, daß das Fundament nachgegeben hatte. Mehrjährige Beobachtungen, sowie das spätere Freilegen der Grundmauern ergaben, daß diese Befürchtung unbegründet war, wohl aber war das Turmmauerwerk in sich vollständig zerrissen; die großen Firdlinge, sowie viele Fegelsteine hatten sich gelöst, starke ferkrechte und schräge Risse hatten sich gebildet, der gewölbte obere Abschluß hatte sich gelockert, das Mauerwerk unterhalb desselben war etwa 1 Meter tief vollständig zerstört. Vor allem aber hatten die schweren Verankerungen aus schwedischem Eisen durch den angelegten Rost das Mauerwerk auseinander gesprengt. Gleichfalls waren die beiden Seitenbauten — im Volksmunde Folterkammern genannt — in vollstem Verfall begriffen.

Durch Pastor Haase in Imsum wurden weitere Kreise auf die Gefahr, die diesem alten, wenn nicht ältesten Bauwerk des Landes Wursten drohte, aufmerksam gemacht, und es erklärten sich Provinz Hannover, der Bremer Staat, die Stadt Bremerhaven, die Stadt Wesermünde, Kreis Lehe, die Landesstube des alten Landes Wursten, die Gemeinde Imsum und der Heimatbund der Männer vom Morgenstern im Verein mit Heimatfreunden bereit, die zur Erhaltung nötigen Mitteln zur Verfügung zu stellen.

Mitte September 1930 wurden die Arbeiten nach eingehender Beratung zwischen dem Provinzialkonservator Landesoberbaurat Professor Sielern in Hannover, dem Vertreter der Regierung Oberbaurat Wisemann in Stade und Architekt Jäger in Bremerhaven in Angriff genommen und im Dezember bei günstigstem Wetter beendet.

Der Kopf des Turmes wurde herunter genommen und in alten Klosterformatsteinen wieder aufgemauert. Als oberer Abschluß wurde eine Eisenbetondecke mit Asphaltstrich aufgebracht. Zum Schutze der Besucher wurde ein starkes Gitter angeordnet. Alsdann wurde der Turm an allen Seiten umrüstet. Sämtliche Risse und Fugen wurden ausgeflickt und neu mit Mischkalk verstrichen; die großen Öffnungen wurden ausgemauert. Die gleiche Dichtung wurde im Innern ausgeführt. Alle Anker wurden gelöst und durch neue ersetzt. Nachdem diese Arbeiten beendet waren, wurden nach dem Torret-Verfahren unter sehr starkem Druck alle inneren Hohlräume des 1 Meter starken Mauerwerkes mit dünnflüssigem Kementbeton ausgedrückt. Diese inneren Risse und Hohl-

räume hatten bereits eine solche Ausdehnung angenommen, daß 120 Sack Zement und 120 Sack Riesand zur Ausfüllung nötig waren. Nachdem nun das Mauerwerk wieder Halt gewonnen hatte, wurde die innere Treppenanlage erneuert bzw. instand gesetzt. Durch die Verlegung der beiden unteren Treppenläufe in den nördlichen Seitenraum gelang es, im Erdgeschoß des Turmes einen kapellenartigen Raum zu schaffen. Dieser Raum, dessen Seitenwände das verschiedenartige Mauerwerk in seinem Gefüge zeigen, hat eine Holzdecke und zur Weser hin ein bleiverglastes Fenster erhalten. Der Fußboden dieses Raumes, sowie der beiden Nebenkammern ist aus Ziegeln im Klosterformat hergestellt. Für den südlichen Seitenraum ist die alte gotische Tür wieder instand gesetzt. Eine mittelalterliche eisenschlagene gotische Sakramentstür hat in der neuen Kirche Aufstellung gefunden. Die beiden Seitentammern wurden mit alten holländischen Pflannen abgedeckt. Neben der Eingangstür fand außen auf der linken Seite der älteste Grabstein des Landes Wursten nach wechselvollem Geschick seinen Platz. Auf ihm wird der Tote in fast Lebensgröße mit Hut, Schabe und Runderhose dargestellt; die Inschrift lautet:

„Anno 1515 am . . . storff hannid Johannes Carl und bidjwar in den karspel tho Imsen den godt gnedich sy.“

Auf der anderen Seite der Tür wurde der Grabstein des ersten evangelischen Predigers Christianus Wolberti aufgestellt, der einst in der Ochsenkirche vor dem Altar gelegen hat. Wir sehen auf dem kunstvoll gearbeiteten Stein den Kirchherrn in seinem Ornat mit einer Umschrift, aus der hervorgeht, daß er zwei Jahre Lehrer und 36 Jahre Pastor auf Imsum bis zum 29. Dezember 1588 gewesen ist. Vier andere wertvolle Grabplatten aus Oberkrächner Sandstein, die auf der Kirchwurt zerstreut lagen und der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt waren, wurden an der Süßseite der Wurt in den Rasen gebettet.

An den Arbeiten, die unter der Leitung des Architekten Jäger (Bremerhaven) mit Assistenz des Bauführers Erik Berg (Wesermünde) ausgeführt wurden, waren nachstehende Firmen beteiligt: Maurer-, Eisenbeton- und Torretarbeiten: S. Wilms & Sohn, Wesermünde-Lehe; Zimmer- und Tischlerarbeiten: S. Mangels, Dingen; Schmiedearbeiten: E. Goldbach, Dingen, und S. Olmanns, Weddewarden; Dachdeckerarbeiten: Ferenz, Dorum; Bleiverglasung: S. Schiffer, Bremerhaven; Malerarbeiten: Buchholz, Weddewarden.

Geschichtliches zum Ochsenturm.

Der Ochsenturm ist der Rest der im Jahre 1881 abgebrochenen aus Firdlingen in romantischem Stil erbauten alten Ochsenkirche, die einst nicht nur gottesdienstlichen, sondern auch Verteilungszwecken diente.

Sie war die Pfarrkirche zu oder richtiger „auf“ Imsum, wie heute hier noch allgemein die Eingewohnten sagen, weil diese Wurt sich durch eine besondere Höhe auszeichnet.

Der Name Imsum (1091 = Immesum, 1312 = Imessen, 1390 = Imezen, 1408 = Imissen, 1420 = Imezenn) bedeutet Heim des Immo oder der Imme.

Man schüttelt heute den Kopf darüber, daß die Vorfahren an so entlegener Stelle ihr Gotteshaus errichteten. Die Erklärung finden wir aber sofort in der Tatsache, daß außer Weddewarden und Dingen, die heute zum Kirchspiel Imsum gehören, noch ein drittes Dorf namens „Lebstedt“ hier eingepfarrt war; dieses Dorf lag nordwestlich von Imsum im heutigen Weserbett. Die Einwohner haben einst im Mittelalter zu unbekannter Zeit Lebstedt verlassen, als es ausgediebt werden mußte, und sich in Schottwarden im Kirchspiel Bremen angesiedelt. Von der geschichtlichen Tatsache des verschwundenen Ortes zeugen noch die sogenannten „Lebstedter Fäden“, auch „Lebstedter Viertel“ genannt, die nördlich vom Ochsenturm am Weserdeich liegen. Es sollen noch in der letzten Generation hiesige Einwohner im Außendeich wurtartige Erhebungen und Steine festgestellt haben, die als Rudimente von Lebstedt gelten können, das mit Rielke, Reminkeln, Ringeln und anderen Dörfern

von den Fluten verschlungen ist. Einst bot die Weser hier in ihrem Mündungstrichter ein anderes Bild als heute.

Während der eine Weserarm durch Oldenburg nach dem Jadebusen ging, bestand dieser Arm, der an Jmsum vorbeiführte, aus vielen kleinen Wasserläufen, die eine Menge kleiner Inseln umflossen — wir kennen noch aus dem Streit zwischen dem Erzbischof und den Wurfstern die vor Weddewarden gelegene grüne Insel „Den Mittelsand“ — So erklärt sich auch die alte Ueberlieferung, daß der Küster von Jmsum auf der anderen Seite der Weser täglich seine Röhre gemolken und sich dazu eines Steges bedient habe.

Wenn wir zur Kirche zurückkehren, so war sie den Heiligen Bartholomäus und Thomas geweiht und soll im Jahre 1218 erbaut sein, nachdem die erste Kirche, die hier oder in der Nähe ihren Platz gehabt hat, durch eine Flut fortgeschwemmt war, wie das alte Lagerbuch berichtet. Dem Bautische nach ist die Kirche mindestens so alt, wenn nicht älter. Aus dem Kirchenschiff heraus erhebt sich auf dem Westende der in gotischem Stil später eingebaute Turm derart, daß zwei schmale an der Nord- und Südseite des Turmes angelegte Kammern die Reste des Kirchenschiffes darstellen. In ähnlicher Weise sind die Kirchen zu Varel (Oldenburg), Brectum und Tetenhüll (Schleswig) mit ihrem Turm zusammengebaut. Mit dem Schiff stand der Turm durch zwei Oeffnungen in Verbindung, so daß noch einige Sitzplätze im Turm für die Kirchenbesucher vorhanden waren. Diese jetzt vermauerten Oeffnungen sind durch einen Mittelpfeiler mit altägyptischen Kämpfern getrennt und von dem Mittelpfeiler ab überwölbt. Ursprünglich ist hier ein halbrund überwölbter Durchgang ohne Mittelpfeiler vorhanden gewesen. Der Turm gibt dem Forscher mancherlei Rätsel auf. Zunächst die Frage, ob an Stelle des heutigen gotischen Gepräges tragenden Turmes früher ein niedriger Turm romanischen Charakters gestanden hat. Oder hat ein besonderer Glockenturm abseits auf der Kirchvurt gestanden? War der Turm aus Holz oder aus Stein? Nur ein glücklicher Fund wird uns darüber Auskunft geben.

Jedenfalls sind mit dem jetzigen Turm im Wechsel der Zeiten manche Wandlungen vor sich gegangen. Ein Klosterformatstein an der Nordseite weist außer Handwerkszeichen die Zahl 1413 auf. Vielleicht ist damals der heutige Turm aufgestellt unter Verwendung der vorhandenen Sand-, Tuff- und anderen Steine, oder ein den Abschluß des alten Turmes bildendes Kreuzgewölbe, dessen Widerlager bei den vorgenommenen Arbeiten sichtbar geworden sind, ist zusammengeführt, und man hat nun der Turm zur heutigen Höhe weitergeführt. Jedenfalls hat sich hier die Kunde erhalten, daß nach dem Untergange des Dorfes Lebstedt die zwei Schalllöcher oben im Turm nach Norden hin verschlossen worden sind. Auf festem Boden stehen wir, wenn wir den Inschriften im und am Turm folgen, die die Namen der jeweiligen Kirchengesessenen wiedergeben, die bei einer Reparatur im Amte waren. Am unteren Ankerbalken steht:

„Tante Pet Wollers und Freil Johans farkswaren anno 1618.“

Wir dürfen wohl annehmen, daß damals die Holzanker in den Turm gezogen sind, weil derselbe erhöht wurde. Ganz oben im Glockengestühl ist zu lesen: „Kirchjuraten Pete Ibes, Johann Mend 1732.“ Damals wird der Glockenstuhl erneuert sein; das Holz dazu hat man aus Dvaugstedt geholt — Kirchenrechnung 1732 —. An der Südseite des Turmes runden wir in Eisen folgende Namen: Juraten A. Sibbens, J. Eden 1787. Aus dem Lagerbuch wissen wir, daß 1787 die Westseite des Turmes neu aufgeführt ist. Die Kosten haben nach den vorhandenen Rechnungen 1242 Reichstaler 55 Grote betragen.

Zu der Zeit sind offenbar sämtliche eisernen Anker angelegt; denn in diesem Jahre belaufen sich die Schmiede- und Eisenrechnungen auf 500 Taler.

Nun treten wir in die neuere Geschichte des Turmes ein. Als im Jahre 1877 die neue Kirche zwischen Weddewarden und Dingen gebaut war, gedachte man, Turm und Kirche als ehrwürdiges Denkmal stehen zu lassen. Aber Oktober 1881 wurde die Kirche leider abgebrochen, um als Fundament für den Eversaulenturm zu dienen. Es ist damit eine charakteristische alte Friesenkirche verschwunden. Der Turm mußte stehen bleiben, weil er schon das ganze Mittelalter hindurch als Landmarke für die Weserschiffahrt diente. Das Bremische Tonnen- und Bakenamnt erwarb ihn, gab ihn aber schon 1896 der Kirchengemeinde Jmsum zurück, als die neue Betonung und Befestigung der Weser durchgeführt war. Im Jahre 1897 wurde die malerische schindelbedeckte Zeltdachspitze wegen ihrer Baufähigkeit abgenommen, eine Treppe nach oben geführt und der Kopf mit einer Betondecke und einem eisernen Geländer versehen, damit er in unserer berglosen Gegend als Aussichtsturm diene.

Viele Sagen umranken den Turm. So die von der Jungfrau Imme aus Lebstedt, die ihr ganzes Vermögen zur Stiftung der Kirche hergab und der zu Ehren man Kirche und Pfarre Jmsum = Immesheim genannt hat. Die andere bekannte Geschichte von den beiden Ochsen, die von den Bewohnern von Weddewarden und Dingen losgelassen wurden, weil diese sich über den Ort ihres Gotteshauses nicht einigen konnten, hier sich lagerten und nun der Anlaß zum Bau der Ochsenkirche an diesem entlegenen Orte wurde. Diese Sage ist aus einer anderen Gegend auf die Jmsumer Kirche übertragen worden, als die Erinnerung an den Untergang Lebstedts verschwunden war.

Auch erzählt man sich, daß der Seeräuber Claus Störtebeker auf Jmsum einen Stützpunkt für seine wilden Fahrten hatte und zum Dank der Kirche das jetzt noch vorhandene wertvolle bronzene Taufbecken aus dem Jahre 1281 schenkte, das er einem italienischen Kloster geraubt hat.

Aber hier ist auch fester geschichtlicher Boden. Südlich vom Ochsenturm, die genaue Stelle in der Weddewardener Feldmark läßt sich heute nicht mehr ausmachen, wurde die von Herzog Magnus von Sachsen herbeigerufene „Große Garde“ von den Wurfstern am zweiten Weihnachtstage 1499 geschlagen. Dieser Sieg von Weddewarden, so schreibt von der Osten in der Geschichte des Landes Wursten, hob gewaltig das Selbst-

gefühl der Wurfstriesen. Die „Gardezeit“ diente im 16. Jahrhundert im Lande als Zeitbestimmung etwa wie man später von einer Schwedenzeit oder auch in unseren Tagen von der Franzosenzeit spricht. Im großen Wurfster Freiheitskampfe hat der Ochsenturm noch einmal die Wurfster in der Weddewardener Feldmark siegreich gesehen: Im Jahre 1517 wurden die erzbischöflichen Truppen dicht vor Weddewarden, wo sie sich verschanzen wollten, geschlagen und bis dicht an die Geeste getrieben. Aber auch bald darauf mußte der Ochsenturm es erleben, wie am Tage vor Heiligabend 1517 nördlich von ihm am Bremer Tief die Wurfster Schar, Männer und Frauen, von den kriegsgewohnten Landsknechten des Erzbischofs Christopher in die Flucht getrieben und zum Teil in die Weser gedrängt wurden. Hierbei fand auch jene friesische Jungfrau aus Badingbüttel den Tod, die — eine Jungfrau von Orleans — in der Hand eine aus einem Leichenlaken gefertigte Fahne mit dem Zeichen des Todes — also einen Totenkopf — trug, die aber von einem bremischen Landsknecht mit einem „Biederhand“ — Zweihänder — in zwei Stücke gehauen wurde. Hier wurde auch am 21. und 25. Januar 1518 zwischen dem Erzbischof Christopher und den Wurfstern jener Friede geschlossen, der nach dem Orte des Vertragsschlusses „Jmsumer Friede“ genannt wurde und die Herrschaft des Erzbischofs im Lande Wursten zur vorläufigen Anerkennung brachte. Zu den Füßen des Ochsenturmes „hynnen dem Lande, also noplück up dem plane by der wesser (Weser) allsamt jung und oft utbescheiden de franken, megede, iruwen und de buten land weren by einander tor stede kemen und seine Fürstliche Gnade sampt und besundern vor und na eynen voithfall gedan und gnade vor oren ungehorsam, dar se lange Tor geseten, begaret und gebeden.“ (Bürgerchaftsbrief der Städte Bremen, Hamburg, Stade und Buxtehude für den Jmsumer Frieden.) Der fußfälligen Huldigung vor dem Erzbischof als Landesherrn folgte die Uebernahme der Kriegskosten und der schweren bleibenden Lasten, sowie die Aufhebung der bisherigen Landesverfassung.

Umweil des Ochsenturmes — wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Gasthofes „Schloß Morgenstern“ — stand das feste Haus Morgenstern oder Margenstern = Marienstern genannt —, das der Erzbischof den Wurfstern als ein Zwing-Uri vor die Nase setzte, das sie aber im selben Jahre — 15. August 1518 — in hellem Aufruhr wieder dem Erdboden gleichmachten.

Idyllisch ist der Friedhof mit seinen sturmgebeugten und sturmzerzausten Bäumen, mit seiner alten Findlingsmauer und dem breiten Graben. Hier schläft mancher Sproß alter, längst ausgestorbener Friesengeschlechter den ewigen Schlaf. Von ihnen zeugen die vielen, stolzen Namen und Wappen tragenden Denkmäler aus alter Zeit. Hier schläft auch unter einem Rosenstrauch der Letzte und Beste einer, Anton Viehl, der tapere Freiheitskämpfer an der Franzosenbrücke in Lebe von 1813.

Wie einst im Mittelalter, so sendet der alte Ochsenturm — „de ol' Ofsentoor“ — noch heute jedem Schiff, das westerabwärts fährt, einen letzten heimatklichen Gruß und heißt die, die wieder Kurs nach dem Vaterlande genommen haben, unmittelbar vor dem Hasen herzlich willkommen.

Möge dieser Zeuge aus der Vorväter Tagen, der der Mittelpunkt vieler Sagen und bedeutender geschichtlicher Ereignisse unserer Heimat ist, der so manchem Sturm und Wogenprall im Laufe der Jahrhunderte getrotzt hat, der Wegweiser gewesen ist all den Weserschiffen, die ausfahren und einkamen, die entfernsten Zeiten überdauern als Zeichen friesischer Zähigkeit im Kampfe mit den Meerestuten und als Symbol Wurfster Freiheitsliebe!

Braunschweigisch-hannoversche Münzen.

Der Leiter des Restner-Museums in Hannover, Direktor Dr. K i t t h m a n n, hat aus der durch den Erwerb von Teilen der Ruyphausen-Sammlung vervollständigten Münzensammlung des Restner-Museums eine sehr interessante Sonderchau der braunschweigisch-hannoverschen Münzen und Medaillen zusammengestellt. Die Sammlung beginnt mit Stücken aus dem Jahre 1524, die der zur Kalenberger Linie des Hauses Braunschweig gehörende Heinrich der Jüngere schlagen ließ. Die Braunschweiger Fürsten waren durch den Harzer Silberbergbau in der Lage, tadellose Münzen schlagen zu lassen, die selbst vom Auslande, von Rußland, Dänemark, Schweden usw. gern übernommen wurden. Heinrichs Sohn, der bedeutendere Julius, begann mit der Prägung der sogenannten Julius- oder Bösetaler, die den Wert von zehn und mehr Talern darstellten und eine entsprechende Größe (15 bis 20 Zentimeter im Durchmesser) erhielten. Die Böser-Prägung wurde bis zum Jahre 1685 fortgesetzt. Die Münzen erhielten anfänglich das Brustbild des jeweiligen Regenten, später wurde daraus ein Reiterbild, und gelegentlich wurden auch Ereignisse aus der Geschichte der Fürstenhäuser für die Münzen und Medaillen verwendet. Die in historischer Reihenfolge geordnete Sammlung gibt Anhaltspunkte für alles kulturelle Geschehen im Laufe der Jahrhunderte. Gute und schlechte Zeiten finden ihren Ausdruck durch Prägung metallisch geringwertiger Münzen, wofür z. B. die aus der Periode des Dreißigjährigen Krieges stammenden kleinen und dünnen Münzen interessante Beweisstücke bieten. Die Sammlung enthält weiter u. a. Münzen aus den Bistümern Verden und Osnabrück, der Grafschaft Stolberg, der Abtei Verden-Helmstedt, den Städten Lüneburg, Hameln, Einbeck, der Reichsstadt Goslar und auch aus der Stadt Hannover. Der älteste Taler der stadthannoverschen Serie stammt aus dem Jahre 1590. Als der Rat der Stadt später die Münze aufgab, wurde diese von Dube gepachtet, der noch bis in die Jahre 1670/74 hinein Münzen schlagen ließ.

Von den Medailleuren jener Zeit war der bedeutendste Rapport, der von Berlin kam, an seine künstlerischen Leistungen ragte später noch der Medailleur v. d. Pöth her an.

Müssen unsere Windmühlen sterben?

Das Mühlensterben ist in unseren Tageszeitungen fast schon zur Schlagzeile geworden, die regelmäßig hervorgehoben wird, wenn eine Windmühle zu verschwinden droht. Ebenso regelmäßig wird dann auch gefordert, daß Maßregeln zu ergreifen seien, dem Mühlensterben Einhalt zu gebieten. Nicht selten wird bei solchen Gelegenheiten wohl auch nach dem Heimatschutz gerufen, damit er ein Heilmittel anwende.

Die Schreiber solcher Notizen empfinden richtig, daß mit dem Schwinden einer Windmühle die Landschaft etwas verliert, was sie in anmutigster Weise belebt. Das trifft für unser norddeutsches Flachland allgemein und für die Marschen in gesteigertem Maße zu, ganz besonders, wenn die Mühle an beherrschender Stelle stand. Wer eine ihm liebgewordene Windmühle verschwinden sah, wird von dem quälenden Gefühl bedrückt sein, daß die Landschaft eine empfindliche Wunde erhielt. Man kann es durchaus verstehen, wenn ergebundene Menschen sich in solchen Augenblicken einem ewigen Einerlei, einem öden Gleichmachten entgegenstemmen. Bei diesen Anlässen fragt man sich wohl ernstlich, was zum Schutze der Windmühlen geschehen könne. Einmal wandelt man eine verlassene Windmühle in eine Jugendherberge, ein andermal baute man sie zur Kirche um. In solchen Fällen muß nicht nur die Inneneinrichtung gänzlich verschwinden, sondern auch die Flügel werden entfernt. Von der ganzen Mühle bleibt nur die Außenhaut. Das hervorstechendste Merkmal unserer Mühlen, die drehenden Flügel, durch die sie so lebendig in der Landschaft wirkt, muß man fahren lassen. Eine Mühle ohne Flügel gleicht einem Menschen ohne Kopf. Mit Heimatschutz und Erhaltung der Mühlen haben solche Maßnahmen deshalb nichts mehr zu tun. Man kam allenfalls billig zu einer Jugendherberge, zu einer Kirche, das ist aber auch alles. Als ein vollwertiges Mittel zur Erhaltung der Windmühlen kann man solche Maßnahmen niemals ansehen. Wenn es nicht möglich ist, die Windmühlen unter Beibehaltung ihrer Flügel als Mahlmühlen weiter zu verwenden und so ihren Fortbestand zu sichern, dann allerdings dürfen, ja müssen wir von einem Mühlensterben sprechen. Einstweilen glauben wir aber noch nicht, daß die heute gewiß sehr bedenklichen Krankheitserscheinungen schon zum Tode führen.

Ein Uebel läßt sich nur dann völlig beseitigen, wenn ihm die Wurzel genommen wird. Geht man den Gründen nach, weshalb der Müller seine Windmühle aufgibt, so hört man immer nur die eine Antwort: Die Unterhaltungskosten sind so hoch, daß der Mahlbetrieb wirtschaftlich nicht mehr zu halten ist. In der Tat stellt sich die Er- und Unterhaltung älterer Flügel kostspieliger als wenn man die Mühle auf Motorbetrieb umstellt. Durch die Elektrifizierung des Landes wird dem Müller eine sehr billige Kraftquelle geboten und gleichzeitig von den Launen des Windes befreit; er kann jederzeit mahlen. Ich weiß genug Beispiele, wo der Müller mit ganzem Herzen an seiner Mühle hängt, aber durch den bitteren Kampf ums Dasein gezwungen ist, sich neuzeitlich umzustellen. Zimmerlin gibt der angeführte Grund oder hohen Aufkosten zu denken und verdrückt sich so ganz von selbst zu der Frage: Ist es heute möglich, einen Mühlenflügel herzustellen, der billig ist und wenig Unterhaltung erfordert?

Weiter bleibt zu bedenken, daß die Mühlenflügel sich noch immer auf dem Stande des 17. oder 18. Jahrhunderts befinden und allenfalls geringfügig gebessert wurden, daß sie aber an den gewaltigen Ertragsleistungen und Fortschritten unserer Luftwissenschaft keinen Anteil und Gewinn hatten. Aus Kreisen der Wissenschaft wissen wir, daß es ohne Weiteres möglich ist, die Ausnutzung der Windkraft zu verdoppeln, wenn die Flügel entsprechend gestaltet werden. Hier tut sich eine zweite Forderung auf: Der neue Flügel muß dem Stande der Luftwissenschaft entsprechend gefertigt werden. Diese Doppelaufgabe, von deren befriedigenden Lösung der Fortbestand unserer Windmühlen abhängt, muß von Luftwissenschaft und Technik gemeinsam gelöst werden. Dabei ist von vornherein anzustreben, um einen billigen Flügel zu erzielen, ihn zu typisieren. Vom Niedersächsischen Heimatschutz, der das Schwinden der Mühlen seit langem beobachtet, sind in dieser Hinsicht die erforderlichen Schritte bereits eingeleitet; er hofft durch Zusammenarbeit mit der Müllerorganisation dem Ziele der Erhaltung der Windmühlen näher zu kommen.

Man hat mich wohl gefragt, wie solch neuer Flügel aussieht. Darauf ist natürlich im Augenblick schwer zu antworten. Daß er von dem alten Flügel abweicht, ist wohl als wahrscheinlich anzunehmen, so daß wir uns daran gewöhnen müssen, daß die Windmühlen ein verändertes Gesicht zeigen. Aber darf uns das abhalten, dennoch dem großen Ziele, den Windmühlen erneut eine wirtschaftliche Grundlage geben zu wollen, weiter zuzustreben? Ich meine doch nicht. Wäre die Flügelform nicht erstarrt, sondern hätte sich weiter entwickelt, wer weiß, wie sie heute aussähe! Die Wassermühlen sind den Weg des Fortschrittes gegangen. Das Rad „im kühlen Grunde“ wich der Turbine, obschon dort der Wechsel längst nicht so zwingend war wie bei der Windmühle.

Neuerst lehrreich ist ein Blick nach Holland. Wir sind es von der Schule her gewohnt, von Holland als dem „Land der Mühlen“ zu sprechen. Und dabei gibt es wohl kaum ein Land, in dem die Zahl der Mühlen so erschrecklich zurückging, als ausgerechnet in Holland. Aber man steht auch dort dem Schwinden der Windmühlen keineswegs tatenlos gegenüber. Abgesehen davon, daß in dem großen Freilichtmuseum in Arnheim bereits alle Mühlentypen des Landes geborgen wurden, besteht ein über das ganze Land sich erstreckende „Vereinigung tot behoud van molens in Nederland“. Dank einer großen Mitgliederzahl verfügt dieser Verein über ansehnliche Gelder und glaubt doch nur fünf Hundertteile aller Mühlen retten zu können. Er läßt sich auch keineswegs nur von Schönheitsgründen leiten, sondern verfolgt gleichzeitig praktische Ziele, nämlich Notbehelfe zu schaffen, wenn einmal die elektrischen Kraft-

stellen versagen sollten. Man glaubt dann mit Hilfe der Mühlen wenigstens eine notdürftige Beleuchtung gewährleisten zu können.

Angesichts der großen materiellen Not in Deutschland, die bereits zu einem großen Kultursterben führt, brauchen wir gar nicht erst den Versuch zu wagen, jetzt zum Erhalten der Windmühlen noch große Summen sammeln zu wollen. Ist es doch im Augenblick noch nicht einmal sicher, ob es gelingen wird, Deutschlands eigenartigste Mühle, die zu Hüben im Hünmling, eine Mahl-, Del- und Walkmühle, getrieben durch Wind und Wasser, zu retten, weil deren Schicksal an 4000 bis 5000 Mark hängt!

Auf dem letzten Niedersächsentag wurde Anfang Oktober in Osnabrück eine über ganz Niedersachsen sich erstreckende Aufzeichnung aller Mühlen beschlossen. Sobald diese bis Juli 1931 befristete Uebersicht vorliegt, wird man nicht nur wissen, wieviel Windmühlen heute noch vorhanden sind, sondern auch, auf welche man in erster Linie sein Augenmerk zu richten hat. Vielleicht zwingt die bittere Not, uns mit einem geringeren Saße als dem holländischen bescheiden zu müssen. Für die Auswahl werden zwei Gesichtspunkte maßgebend sein: 1. die Stellung der Mühle in der Landschaft, 2. ihr Typ. Den Fortbestand der ausgewählten Mühlen zu sichern, werden alle Kräfte aufzubringen sein. Ob man sich damit begnügt, sie unter Denkmalschutz zu stellen oder sich entschließen muß, zu den Unterhaltungskosten beizutragen, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Vielleicht wird man beides tun müssen.

Schließlich kann man den Windmühlen auch andere Aufgaben zuweisen, deren Erfüllung nicht an die Minute gebunden ist. Dahin gehört zum Beispiel das Entwässern des Landes. Wo solche Entwässerungsmühlen stehen, sollte deren Erhalt in allererster Linie angestrebt werden.

Es liegt die Sache mit den Windmühlen also gegenwärtig so, daß eine Reihe von Köpfen darüber sinnt, wie man den Mühlen eine neue wirtschaftlich tragfähige Grundlage geben kann und sie dadurch mit dem Leben wieder verbindet, daß man gegenwärtig wohl Krankheitserscheinungen bemerkt, die man indessen zu überwinden glaubt, aber keineswegs taten- und hoffnungslos einem Mühlensterben zueht.

Diedrich Steilen.

Was ein alter Grabstein erzählt.

Auf dem Kirchhofe zu Büttel, einem kleinen Dorfe in Osterstade, nahe an der Grenze des oldenburgischen Landes Wärdern, deutet ein großer, platter Sandstein das Grab eines angesehenen Osterstader Bauern. Dieser Grabstein trägt wörtlich folgende Inschrift:

„Anno 1618 den 27. Oct. in der Nacht tho 2 Uhr is de erjame und vornehmer Hade Betken auf dem Lesmer (Lesum) Felde ehrbärmlich von den nachbenannten dre Morderen ermordet, berobet und bestalen. — Sinev Seelen Gott gnädig is. — Des Vagedes Sohne Iho Wrem, Wilhelm Fresa, und Johann Hilliken uth der Volkantw und Frevich Rinsel von Berlin uth der Marke. Gott gebe den Morderen ehr verdehten Lohn.“

Diese Inschrift ist in großen lateinischen Buchstaben in den Stein gehauen und im Laufe der Zeit schon etwas unendlich geworden. An jeder Ecke des Steines ist ein Vogel eingemeißelt. Ob Gans oder Taube darstellend, darüber sind die Meinungen geteilt. Eigentümer des Grabes und die meisten Einwohner in Büttel erklären die Figur für eine Taube. Außerdem befinden sich auf der Mitte des Grabsteines noch zwei große Figuren dicht nebeneinander. Sie stellen wahrscheinlich das Wappen des Hade Betken dar. Der Mord an Hade Betken, jetzt Betjen, ist also von drei Mördern angeführt worden; von Wilhelm Fresa aus Bremen im Lande Wursten, von Johann Hilliken aus Büttel, Amt Nienhaus an der Oite, und von Frevich Rinsel aus Berlin. Die Mordtat hat sich, wie folgt, zugetragen:

In alter Zeit, als der berühmte Herbstviehmarkt in Scharnbeck noch nicht abgehalten wurde, brachten die Osterstader ihr Vieh auf die Herbstmärkte nach Hannover. Auch Hade Betken hatte dieses getan und eine für die damalige Zeit bedeutende Summe Geldes gelöst, nämlich 5000 bis 6000 Taler, wovon er nach späteren Angaben der Mörder allerdings nur 320 Taler in einer sogenannten Geldtase bei sich führte. Die Mörder hatten natürlich damit gerechnet, den ganzen Betrag erbeuten zu können. Hade Betken und auch seine drei Begleiter waren beritten und bewaffnet. Letztere flüchteten sich auf der Rückreise zu: „Betken muß nicht so weg, der hat viel Geld bei sich!“ In Bremen wurde eingekehrt. Sie oßen und tranken zusammen und sprachen von dem Kriege, der von Vöhmen her drohte. Die Begleiter sagten zu Betken, sie wollten in den Krieg ziehen, ob er mit ihnen gehen wolle? Es war bereits dunkel geworden und die Pferde waren schon abgefattet; wenigstens Betken wollte in Bremen übernachten, denn nach Büttel war es noch ein weiter Weg. Die drei Begleiter aber überredeten ihn, mit aufzuziehen und mit ihnen heimzureisen. Hade Betken ließ sich überreden und sie kamen durch Lesum. Jenseits des Dorfes lag ein Hain, durch den mehrere Wege führten, die sich am entgegengesetzten Ende des Waldes wieder vereinigten. Vor dem Walde machten sie eine Wette, wer zuerst durch denselben reiten könne. Wer zuerst an die Stelle angelange, wo die Wege sich wieder treffen, sollte sein Pistole absetzen. Der Betritt beginnt; Betken erreicht zuerst das Ziel — die anderen bleiben absichtlich zurück — er feuert seine Pistole ab — und ist entwaffnet. Jetzt kommen die drei Mörder, reiten Betken vom Pferde und fordern sein Geld oder sein Leben. Er bietet Geld und Pferd an, wenn sie ihm sein Leben lassen. Sie nehmen die Beute und lassen Betken verwundet am Hohlwege liegen. Da sie jedoch Verrat fürchteten lehrten sie deshalb bald wieder um — und das Pferd Hade Betken muß seinen Herrn zertreten. Es ist dunkle Nacht und niemand sieht die schwarze Tat. Doch ja — es fliegt ein Zug wilder Gänse — oder waren es Tauben? über sie hinweg. Betken hört den Flug derselben und sagt im Sterben: „Die Vögel des Himmels werden euch verraten.“ Und sie haben es getan. Die Mörder fürchteten jetzt, das Pferd Betkens könne ihr Verräter werden. Sie lassen es daher herrenlos laufen.

In ihrer Heimat wagen sie sich nicht sehen zu lassen. Sie gehen nach Pöbber in Holslein und dann nach Hamburg, wo sie sich für den Krieg in Böhmen ausrüsten. Die Alten geben genau an, was die Equipierung kostete; für eine Dose gaben sie z. B. 6 Schillinge. Des Ermordeten Pferd aber ließ nach Mittel zurück und zeigte sich gegen seine Gewohnheit unruhig und will nicht im Stall bleiben. Als ihm wieder die Freiheit gegeben wird, eilt es mit seinem Reiter nach dem Lesumer Felder zurück. Vor dem Hohlwege steht es still: Dort liegt Hade Vetten in seinem Blute. Die Leiche wird nach Mittel gebracht und dort auf dem Friedhofe ehrenvoll bestattet. Das Ereignis wird dem Erzbischof Christian in Bremen, dem damaligen Landesherren, gemeldet. Derselbe läßt Nachforschungen anstellen; aber die Spur der Mörder wird nicht gefunden: Sie sind nach Böhmen entkommen. Dort nimmt der Feldzug ein rasches Ende, und die Mörder kehren nach Hannover zurück. Es ist wieder Herbstmarkt und die Mörder wollen Ochsen erhandeln. Auch sind mehrere Einwohner aus Mittel mit ihrem Vieh hier. Wie einst über die istschische Festerversammlung in Korinth das Kranichheer hinwegflog und einer der Mörder ausrief:

„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Jovtus!“

so fliegt jetzt ein Zug wilder Gänse oder Tauben — die Alten sagen Bögel — über den Marktplatz in Hannover und einer der Mörder sagte spottweise: „Sieh, da fliegen Hade Vetten seine heiligen Engell“ Einer der Männer aus Mittel hört, was der Mörder spricht; er wundert sich, den Namen Hade Vetten zu vernahmen. Er bringt die Aeußerung sofort zur Nuzelge, indem er die Vermutung ausspricht, der Sprecher und seine beiden Begleiter könnten die Mörder sein. Sie werden verhaftet und bekennen auch bald den Mord. In dem Prozeß wurden alle drei zum Tode verurteilt, und das Urteil wurde bald darauf vollzogen.

Zur Zeit des Mordes regierte noch Erzbischof Christian; die Hinrichtung erfolgte unter Erzbischof Johann Friedrich. Den Prozeß leitete der Kaplan Andreassen in Würde, d. i. Bremerbörde.

Der Strohpcep und das Strohdach.

Zu den Dingen, die früher allgemein benutzt wurden und deren Herstellung handwerksmäßig erfolgte, die aber im Laufe der letzten 50 Jahre ganz außer Gebrauch gekommen sind, gehört auch das Strohpcep, das Strohfleil.

Der Strohpcep wurde zur Befestigung des Strohdaches benutzt. Die Herstellung der Strohfleile war eine Beschäftigung ländlicher Arbeiter in der Winterzeit, wenn die Aussenarbeit in den häuerlichen Betrieben ruhte und die Arbeiter keine andere Beschäftigung fanden. Der Strohpcep wurde aus zwei Strängen mit der Hand gedreht. Als Material dafür wurde Hafersiroh benutzt, weil das leichter zu bearbeiten und weniger brüchig ist als das steifere Roggen- und Weizenstroh. Diese Arbeit wurde vorwiegend von älteren Leuten ausgeübt, denen die sonst vorkommenden Arbeiten zu schwer wurden. Die Strohfleile wurden meistens 10 Faden lang gemacht und gebündelt zum Verkauf gestellt. Bei der Herstellung der Strohdächer wurde von dem Dachdecker das Stroh mit den Strohfleilen auf den Latten festgebunden. Mit einer großen Nadel wurde das Seil von außen nach innen geführt. Unter dem Dache war eine zweite Person, die das Seil aus der Nadel herauszog und an einer Stelle wieder einfädelt. Die Industrie hat der Handarbeit so manche Dinge aus der Hand genommen. So trat an die Stelle des Strohfleils die Hanfschnur und auch diese ist bereits überholt. Das Strohdach wird jetzt meistens mit einem Metalldraht befestigt, und so ist das Strohpcep-drehen fast ganz außer Gebrauch gekommen.

Die jetzt gebräuchliche Art der Befestigung des Strohdaches hat gewiß manche Vorzüge, besonders beim Ausbruch eines Feuers schießt das Dach nicht so leicht herab. Das Strohdach war früher in unserer Gegend allgemein in Gebrauch, sogar in den enger gebauten Flecken. Unter dem Strohdach wohnt es sich sehr gut, im Sommer läßt das Stroh die Hitze nicht so eindringen wie die harte Bedachung und im Winter nicht die Kälte. Zu Gunsten des Strohdaches sprach aber auch die Kostenfrage mit. Sollte das Haus ein neues Dach haben, so würde das benötigte Stroh, der Schoof im Laufe von ein paar Jahren geschüttet. Zum Korndreschen war damals noch der Flegel in Gebrauch. Durch diesen wurde das Stroh nicht so viel geknickt, wie das bei der Benutzung der Dreschmaschine geschieht. Natürlicher ist die Feuergefahr für das Strohdach weit größer als bei der harten Bedachung. Aus diesem Grunde ist ja auch die Prämie der Feuerversicherung erheblich höher als bei fester Bedachung. Durch gesetzliche Bestimmungen sucht man die Feuergefahr herabzusetzen. Es wurde daher der bekannte Sattel um den Schornstein aus feuerfestem Material vorgeschrieben und auch die Verwendung des Strohes zur Abdeckung der Giebel, des sogenannten Walmt, verboten. Dazu kommen die Bauvorschriften, die die Verwendung des Strohdaches nur gestatten, wenn die Nachbargebäude eine bestimmte Entfernung voneinander haben. Auch das Maschinendreschen ist nicht ohne Einfluß geblieben. Statt des früher benutzten Roggen- und Weizenstrohes wird jetzt mit Vorliebe Schilf verwendet. So kommt das Strohdach immer mehr außer Gebrauch. Nur ganz vereinzelt sieht man noch einen Neubau, der ein Strohdach erhält. Auch hier setzt sich die Industrie, die Ziegelfabrikation, mit Erfolg durch.

Um das Strohdach unserer niedersächsischen Heimat zu erhalten, sind mancherlei Vorschläge gemacht worden. So wurden vor einigen Jahrzehnten Versuche angestellt, feuerfeste Strohdächer dadurch zu schaffen, daß man Stroh oder Schilf durch Gips zu Tafeln verband. Ein befriedigendes Ergebnis hat sich dabei aber nicht herausgearbeitet. Man kann sicher

damit rechnen, daß in absehbarer Zeit das Strohdach immer seltener wird, bis es endlich heißt: „Es war einmal.“

Im Zusammenhange hiermit sei auch der Strohboden gedacht, die man früher bei Ziegeldächern benutzte, um die Ziegeldächer damit abzudichten. Es waren das Strohbündel, die an einem Ende umwickelt waren und die unter der Döhlung zwischen den Ziegeln lagen. Auch diese sind seit Jahren schon nicht mehr zulässig, weil sie auch in gewisser Weise feuergefährlich waren.

Wiederherstellung einer historischen Stätte.

Eine alte historische Stätte in der Stadt St a d e, das Bürgermeister-Hinke-Haus, soll wieder in der alten Form erstehen, ursprünglich war geplant, die die beiden unteren Fensterreihen des alten Hauses umfassende Diele mit der alten Treppe und Raumeinteilung wieder herzustellen. Dieser Plan mußte aber aufgegeben werden, da das ganze Gebäude aus Sicherheitsgründen niedergelegt werden mußte. Um dem Straßenzuge das geschlossene Bild wiederzugeben, ist ein Neuaufbau des Gebäudes in seiner ursprünglichen Form geplant. Einige wenige Aenderungen sind vorgesehen, da sich der Bau nur er möglichen läßt, wenn drei Wohn-geschosse von brauchbarer Höhe geschaffen werden können. Der Türbogen soll eine durchgehende Holztafel mit Bauinschrift und dem Stadtwappen als Eigentumszeichen aufnehmen. Der Wiederaufbau des Hauses wird mit 19 000 Mark veranschlagt. Davon ist vom Staat ein Beitrag von 7000 Mark in Aussicht gestellt. Die Provinz hat ebenfalls einen Zuschuß von 5000 Mark vorgesehen. Die wirtschaftliche Lage der Stadt St a d e macht es aber erforderlich, daß dieser Provinzzuschuß erhöht wird. Deshalb ist an die Provinz das Ersuchen gerichtet worden, den Beitrag auf 7000 Mark zu erhöhen.

Tüuw noch!

Tüuw noch 'ne Stunn'!

Num man is so de Sünn verswunn'n!
Nower de Jer swävt Larm noch und Drauhn. —
Bald ward alles in Fräden rauhn.
Bald fikt de Maan dörch de Bläder, bald
Nägt in den Busch sid de Nachtigall.
Bald klagt ehr Lied so sünt in de Minn'.
Tüuw noch 'ne Stunn'!

Tüuw noch 'ne Woch!

Endlich bläuhn so de Rosen doch.
Wist du de fienen Knuppen all brä'n,
Nem di wat Bunt's in dat Knooplock tau stä'n?
Magst du ehr de poor Daag nich giln'n,
Bit sei ehr Schönheit di wieser linn'n,
Nusendmaal schöner ward'n sei woll noch.
Tüuw noch 'ne Woch!

Tüuw noch 'n Johrl

Kiel mal, ehr Dg is so klnlich un klar.
Weit noch von gor nicks, de lütte Diern;
So still is ehr Hart, so blant is ehr Stiern.
Wist du dor Viefsterns rlune draagen?
Schatten un Glant dornewer jaagen?
Laat ehr noch fril Tüuw noch 'n Johrl
Tüuw noch 'n poorl

Ernst Boldt.

Nicht jede Mensch irst för sin egen Dör,
Gew't inne Welt blot half so väl Mallör!

Fischer-Friesenhausen.

Nich väle Wüld' maken
Nem lütte Galen,
De man väl lger deist
As man schellt un rümftecht.

Fischer-Friesenhausen.

Büchertisch.

* „Kasper för Kütt un Grot.“ Anleitung zum Kasperspiel: Handpuppenspiel, Kartoffeltheater, Schattenspiel. Herausgegeben von Hermann Duden in Oldenburg i. O. Ein wertvolles Material, das mit Kindern in der Praxis des Spieles erarbeitet ist, wird hier in kurzer, knapper Form Lehrern und Schülern, Eltern und Kindern an die Hand gegeben. Das kleine Büchlein enthält einen kurzen geschichtlichen Abriss über das Kasperspiel, eine Anleitung zur Herstellung eines vollständigen Kaspertheaters und Kartoffeltheaters mit Figuren, außerdem eine Beschreibung über Einrichtung der Kasperbude zum Schattentheater. Daneben gibt es eine gute Einführung in die Eigenart des lustigen Kasperspieles. Endlich bringt es noch je ein erprobtes Stück für das Handpuppenspiel, Kartoffeltheater und Schattenspiel, die als Muster dienen können, um ähnliche Stücke zusammenzustellen und zu spielen. Das Buch ist mit zahlreichen Bildern ausgestattet. Preis 50 Pfennig.